

Frieden!
Die Völker
stehen nicht mehr im Kampf.
Ein Vivat
für diese Minute! Die Große
Amerikanische Föderation
steht an der Seite
der Sowjets und ihrer Union.

Wladimir Majakowski

Eine unter sozialistischem Vorzeichen vereinte Welt – Wladimir Majakowski war realistisch genug, diese Vision im Jahre 2125 anzukündeln. Sein Langgedicht »Der fliegende Proletarier«, das in der Übersetzung von Boris Preckwitz im Verlagshaus Braun erschien (nd, 17.2.2015), war eine Entdeckung, denn in den großen Werkaufgaben bei Volk und Welt und Suhrkamp war es nicht enthalten gewesen. Das »Agit-Poem«, wie es der Dichter selber nannte, war wohl allzu starker Tobak mitten im Kalten Krieg, beginnt es doch unter dem Eindruck des Ersten Weltkriegs mit einem Luftkampf zwischen den USA und dem unter dem Sowjetbanner vereinten Europa und Asien. Es ist ein Kampf um die zukünftige Ordnung der Welt, und es sind Moskauer Flieger und amerikanische Revolutionäre, die gemeinsam den Sieg erringen. Da spürte man die damalige Begeisterung für die Eroberung des Luftraums ebenso wie die gängige Utopie einer kommunistischen Weltrevolution. Der Dichter, vor 125 Jahren, am 19. Juli 1893 geboren, hat am 14. April 1930 seinem Leben ein Ende gesetzt. I.G.

Mitja Vachedin denkt an seine russischen Jahre zurück – in einem wunderbar poetischen Deutsch

Zahnpastaleben

Von Irmtraud Gutschke

Sein Leben, sagt er zu Beginn, bestehe aus drei Schichten – genau wie die Zahnpasta aus der Fernsehwerbung: »zehn Jahre Sowjetische Kindheit, zehn Jahre wilder russischer Kapitalismus und zehn Jahre gemütliches Westdeutschland«. Es gibt ja inzwischen schon eine ganze Reihe von Büchern, die russische Autorinnen und Autoren in deutscher Sprache verfasst haben. Als Russlanddeutsche, als Juden oder sonstwie sind sie ins Land gekommen und suchen, mit ihren Talenten Fuß zu fassen.

Bekommen sie entsprechende Ratschläge oder wissen sie es aus sich heraus – das Erfolgsrezept heißt Unterhaltsamkeit. Sie müssen Verlagslektoren zum Lachen oder wenigstens zum Lächeln bringen, wenn ihre Manuskripte eine Chance auf Veröffentlichung haben sollen.

Wladimir Kaminer hat es vorge-macht: den verdutzten Blick auf Deutschland und die skurrilen Szenen aus Russland – erheitert beides für sich und als Mischung unwiderstehlich. Auch der Debitroman von Mitja Vachedin ruft nach voll besetzten Sälen mit erwartungsfrohen Menschen, die sich von dem Mann am Mikrofon mitreißen lassen wollen.

Aus vielen kleinen Geschichten besteht das Buch, jede für sich verspricht Außergewöhnliches. Autobiographisches, mit Fiktivem vermischt – das ist bei Vachedin natürlich auch auf Effekt getrimmt, vom Erfahrungshorizont her etwa vergleichbar mit den Büchern von Anna Galkina. »Das kalte Licht der fernen Sterne« über ihre Jugend in der Sowjetunion und »Das neue Leben« über ihre Ankunft in Deutschland.

Aber Vachedins Texte sind nicht so grell, sind widerborstiger, was die Vorstellungen deutscher Leser vom Leben in der Sowjetunion und in Russland betrifft, mit viel mehr Zwischentönen.

Der Autor, Jahrgang 1982, verfügt über ein Deutsch, das vielschichtige Stimmungen tragen kann. Eine un-gemein geschmeidige Sprache, die immer ein aufrichtiges sensibles Ich durchschimmern lässt. Auch er erzählt Schnurden – beginnend mit dem Großvater, der Seemann war und einen Anker auf seinem Grab haben wollte. Dass er aus einem mordwinischen Dorf stammte, sollte man in Erinnerung behalten, denn 155 Seiten später wird man Zeuge eines Gesprächs in einem deutschen Supermarkt über die »Mordunen«. Deutsche Ängste und Ignoranz, zusammengeballt in einer köstlichen Szene.

Was die 1990er Jahre für Russland bedeuteten, vielen hierzulande ist das ja gar nicht klar. Die Herrschaftszeit Jelzins hat mit dem Zerfall der Sowjetunion einen Niedergang ohnegleichen mit sich gebracht. Auf bitterster Weise könnte Vachedin viel davon erzählen, aber er will ja, wie gesagt, das hiesige Publikum nicht überlasten. Wenn die geliebte Großmutter zwei schwere Kar-



toffelsäcke aus ihrem Dorf bei St. Petersburg zur Wohnung der Familie in die Stadt schleppt und der Ich-Erzähler lakonisch bemerkt, wie lebenswichtig die Kartoffeln waren, oder wenn er sich daran erinnert, wie er mit der Mutter durch den Schneesturm watete, weil bei einer entfernten Bahnstation deutsche Hilfspakete abzuholen waren, kann man sich eine Vorstellung machen.

Eine Junge, ein junger Mann, der nichts Besonderes für sich sucht, der einfach nur leben will, dabei mit Schwierigem zurechtkommt, sich

Liebe wünscht, aber zu selten bekommt, und seine Herkunft nicht vergisst. So viel trägt er mit sich herum – mit einem solchen Erfahrungsschatz können sich deutsche Autorinnen und Autoren kaum messen. Er erzählt im Präsens; wir sind dabei.

Oft mischt sich momentanes Erleben mit Erinnerungen und Träumen, wie in der großartigen letzten Geschichte »Lapnik«. Das Wort war mir neu, gemeint sind flauschige Tannenzweige, die man braucht, wenn man im Winter in einem russischen Dorf jemanden beerdigen will. An einem 27. Dezember fährt der Ich-Erzähler in der S-Bahn. Er hat einen Weihnachtsbaum dabei, den er in der Schönhäuser Allee gefunden hat (er braucht ihn ja erst fürs Neujahr-fest), dabei kommt er seltsamerweise im Dorf, beim Sarg der Großmutter, an. Beim Sammeln von Tannenzweigen im tief verschneiten Wald begegnet ihm Väterchen Frost und erzählt von Panzerabwehrkanonen MT-12. Er selber hat aber nur Schneebälle, um auf NATO-Panzer zu schießen.

Bei der Silvesterfeier in Babuschkas Hütte ist auf dem Bildschirm »Judast« zu sehen. Mit grünem, geschwollenem Gesicht kündigte Jelzin seinen Rücktritt an. »Das Bild wechselt. Zum ersten Mal erscheint sein magerer, wuscheliger Nachfolger ...

Er sagt: »Lasst uns auf die Liebe trinken.« – Es braucht nichts hinzugefügt zu werden. Der Leser weiß, dass Russland unter Putin aus der Nervosität herausgewachsen ist. Wobei es bei seiner jüngsten Neujahrsansprache wieder leise Töne gab – über den Zusammenhalt in der Familie und, erstaunlich, dass nun der richtige Moment für eine Liebeserklärung sei.

»Engel sprechen russisch« – ach was, sie können in jeder Sprache schweigen. Mag einem jeden, der darauf hofft, so ein Engel zuteilwerden. Im Buch gibt es viele Bilder der Sehnsucht. Mitja Vachedin hat sich in Deutschland erst einmal mit Brotarbeit über Wasser gehalten und dann Politikwissenschaft, Slawistik und Drehbuchschreiben studiert, brotlose Fächer oft, wobei man sich Drehbücher von ihm gut vorstellen kann.

Heute arbeitet er als Redakteur bei der Deutschen Welle in Bonn, wo un-sereins vielleicht antirussische Propaganda vermuten würde. Doch kann ich mir vorstellen, dass Mitja Vachedin auch dort die Stimmung seiner Landsleute genau trifft, denn dieses Russland, diese »schöne, arme gott-verlassene Stadt« Sankt Petersburg – das ist ihm auch aus der Ferne lieb.

Mitja Vachedin: Engel sprechen Russisch. DVA, 218 S., geb., 18 €.

ZUM SCHMÖKERN

Liebeserklärungen an die Gattin Olga: »Einige Dinge, die ich über meine Frau weiß« – einfallreich und witzig sind die Erzählungen, wie man es von Wladimir Kaminer erwartet (Wunderaum, 90 S., geb., 14,95 €).

Sechs Frauen, acht Männer, unterschiedliche Weltanschauungen, zwischen 1977 und 1996 geboren: »Kein Streicheln« – unter diesem Titel hat Jurgita Ludavičienė »Junge Literatur aus Litauen« herausgegeben (Mitteldeutscher Verlag, 245 S., br., 14,95 €).

In der Sowjetunion aufgewachsen und Mitte der 1990er Jahre nach Deutschland ausgewandert: Anna Galkina ist da nicht die Einzige, und sie hat das Kunststück fertiggebracht, ihren Roman »Das neue Leben« auf Deutsch zu schreiben. Vom Ankommen in der Fremde handelt er, von Hoffnungen und, natürlich, auch von Enttäuschungen (Frankfurter Verlagsanstalt, 223 S., geb., 20 €).

Sie wuchs in Moskau auf, studierte in London und Manchester, arbeitete als Schauspielerin in Amsterdam und Wien und lebt jetzt mit ihrer Familie in Schweden: Emmy Abrahamson erfreut mit einer charmanten Geschichte: »Wie ich mich auf einer Parkbank in einen sehr bärtigen Mann mit sehr braunen Augen verliebte« (dtv, 283 S., br., 9,95 €).



Land im Umbruch

»Karaganda 2016«: Mancherorts sieht es in Kasachstan noch wie zu Sowjetzeiten aus. Gleichzeitig erlebt die nationale Volkskultur eine Renaissance. Nicht von ungefähr hat Dieter Seitz seinen Fotoband »Nomads Land« genannt. In einem klugen Essay zu den Bildern spricht Markus Kaiser von »nomadischer Identitätspolitik«.

»Nomadenromantik« mit Bergen und Steppen, Pferden und Jurten hat westliche Leser ja auch in den Werken des Kirgisen Tschingis Aitmatov fasziniert. Nicht zuletzt diese Lektüre hat dem in Bonn lebenden Fotografen Dieter Seitz einen Anstoß gegeben, die Weiten Zentralasiens zu erkunden, wo inzwischen natürlich auch die Einflüsse der westlichen Moderne unübersehbar sind. »Woran macht sich Identität fest? Worin spiegelt sich die Transformation wider?« Das in Fotos festzuhalten, ist Seitz auf beeindruckende Weise gelungen. Es sind leise, nachdenkliche Bilder, die sich nicht mit einfachen Wertungen aufdrängen, sondern dem Betrachter viel Raum zur Reflexion lassen. Bilder, die auch schön sind, in denen Liebe steckt. I.G.

Dieter Seitz: Nomads Land. Hatje Cantz, 160 S., geb., 40 €.

ZUM SCHMECKEN

Grüß Gott, Hallo und Moin, Moin: »Deutschland. Das Kochbuch« von Alfons Schuhbeck führt durch alle Regionen und stellt mit über 550 typischen Rezepten traditionsreiche Gerichte vor, ob Bayerischen Wurstsalat, Berliner Buletten, Weimarer Zwiebelsuppe oder Sächsischen Quarkkäulchen (536 S., geb., 39 €).

Beste Zutaten – frisch, saisonal. Und im Buch steht auch, wo man sie bekommt: »Naturnahes Kochen. Einfach, gut, gesund« – Erwin Seitz, Metzger, Koch und Gastronomiekritiker, bietet rund um die Rezepte auch Erklärungen zur Warnkunde (Insel, 220 S., geb., 25 €).

Wie man mit wählerischen Kindern entspannt umgeht: »Die besten Rezepte für Mäkelkinder« – Nicola Alferi und Juliana Morelli Bell haben ihre Erfahrungen und wissen die Kleinen zu motivieren (BuchVerlag für die Frau, 96 S., geb., 9,95 €).

Raffiniertes aus dem Ofen: »Das Blechkochbuch. 1 Blech – 50 Gerichte« von Kate McMillan macht schon beim Blättern Appetit (Callwey, 112 S., geb., 20 €).

Olga Martynova reist in ihrem Essayband »Über die Dummheit der Stunde« durch Räume und Zeiten

Von der Würde des Denkens und der Kraft der Kultur

Von Sabine Neubert

Sie ist in Leningrad aufgewachsen und lebt seit 1991 in Frankfurt am Main: Olga Martynova ist in Deutschland und Russland zu Hause und offensichtlich viel in der Welt unterwegs. Aber nicht nur das, sie reist auch unermüdlich durch Räume und Zeiten der Literatur, und das mit solcher Geschwindigkeit, dass man ihr manchmal kaum folgen kann. Das führen nicht nur die in diesem Band zusammengestellten Essays aus rund zwei Jahrzehnten vor Augen, davon konnte man sich schon durch ihre Romane, vor allem »Mörikes Schlüsselbein« (2013), überzeugen oder irritieren lassen. »Ich habe Angst vor den Geheimnissen der Zeit«, hieß es in ihrem ersten Roman »Sogar Papageien überleben uns«. Im Essay »Die Zeit als Haustier« von 2017 in diesem Buch sinnt Olga Martynova bei der »Betrachtung einer Uhr« dem Wandel von Uhren und damit von Zeit

nach. Sie denkt an die Verschränkung von Lebenslust und Todesangst in früheren Epochen, besonders im Barock, und an den Verlust beider Kategorien im digitalen Zeitalter, das mit dem Verschwinden der (oft wertvollen) mechanischen Uhren und des Zeitbewusstseins einhergeht.

Essaybände mit breitem thematischen Spektrum haben immer Vorteile und Nachteile. Das gilt auch für diesen Band, dessen Autorin sich der »Zugluft Europas« (so einer ihrer Gedichtbände) ausgesetzt sieht. Diese Zugluft, besser dieser Sturm, hat ein Jahrhundert durchweht und Trümmer angehäuft, von denen Martynova einige mühevoll wieder zusammenfügt, soweit das eben möglich ist.

Der Nachteil ist, dass man schnell, eigentlich zu schnell, von einem Thema zum anderen springen muss, hier von Reisen ins heutige St. Petersburg oder nach Jerusalem, ins alte und neue Moskau, nach Lissabon oder auf die Krim bis hin zu »Problemen der

Essayistik«, von Alltäglichkeiten wie einem alten russischen Salatrezept hin zum modernen Small Talk oder von großer russischer Dichtung hin zur »Dummheit der Stunde« heute.

Der Vorteil ist, dass die Autorin »Meilensteine« setzt, Wegweiser zu tragischen Schicksalen russischer Dichter, zu den gravierenden historischen Brüchen und zur heutigen geistigen Situation in Europa. Da ist Olga Martynova mit ihrer in russischen Zirkeln der 80er Jahre erlernten Kritikfähigkeit und Hellhörigkeit eine unerschöpfliche Quelle.

Der Leser wird zum Mitdenken herausgefordert. Ein Musterbeispiel ist der Antrittsvorlesung als Heiner-Müller-Gastprofessorin an der Freien Universität Berlin von 2016, die schon mit dem Titel »Flaschenpost versus Flaschenpost« auf das Dialogische zwischen Dichter und Leser, Sendendem und Empfänger, weist. Botschaften werden unter Umständen in geschlossenen »Flaschen« oder »Kassi-

bern« weitergegeben, wovon die in die Lager verschleppte russische Intelligenzija oder später die Leningrader Boheme haben Lieder singen können. »Die Liebe zur Literatur«, heißt es an anderer Stelle, »fordert nichts so sehr, wie es sie stärkt, wenn die Literatur öffentlich unterdrückt wird.« Musterbeispiele aus der russischen Geschichte des 20. Jahrhunderts gibt es genug. So erfährt man von den »Oberiuten«, den letzten Vertretern der russischen Moderne von Daniil Charms. Die Autorin erinnert an Ereignisse und »imaginäre Schicksale« der großen Dichter und Dichterinnen, die fast ausnahmslos schrecklich endeten, an die von Blok, Gumiljow, Jessenin, Majakowski, Zwetajewa, Mandelstam. Immer wieder kommt sie auf den Exil in den USA gestorbenen Joseph Brodsky zu sprechen, dessen Einfluss auf die Leningrader Literaturszene der 80er Jahre bei uns in Deutschland nur Insidern bekannt ist.

Dabei richtet Olga Martynova ihren kritischen Blick auch auf die Gegenwart. Schonungslos nimmt sie das heutige Bildungssystem einer »Leser-Minoritäten«-Gesellschaft unter die Lupe. »Fast ist es schon schick, blöd und ungebildet zu sein«, heißt es da, und deshalb überschreibt sie den Essay-Band »Über die Dummheit der Stunde«. Der möchte sie die Würde des Denkens und die Kraft von Kultur und Literatur entgegensetzen, ein hoher Anspruch. Im Jahr 2017 reiste die Autorin auf die Krim, eine »Zone zwischen allen Realitäten ... schwer mit Geschichte und Geschichten beladen«. Als sie über St. Petersburg nach Frankfurt am Main, ihre jetzige Heimat, zurückkehrt, hat sie für die deutschen Leser ein informatives, politisch neutrales Reisetagebuch im Gepäck.

Olga Martynova: Über die Dummheit der Stunde. Essays. S. Fischer Verlag, 300 S., geb., 22 €.